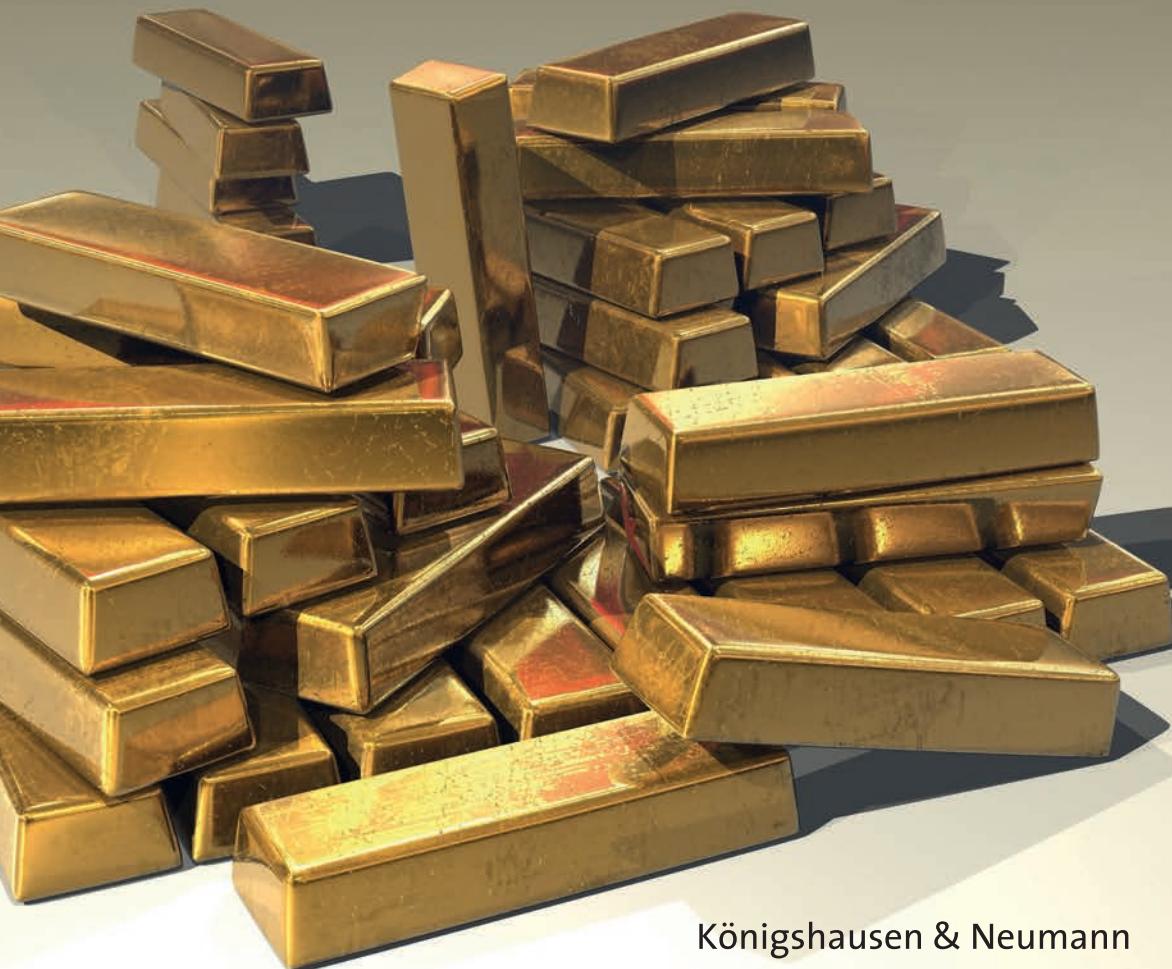


Oliver Dimbath
Stefan Neuhaus (Hrsg.)

Reichtum

Filmanalytische Sondierungen
eines kulturellen Phänomens



Königshausen & Neumann

Dimbath / Neuhaus (Hrsg.)

—
Reichtum

FILM – MEDIUM – DISKURS

herausgegeben von

Oliver Jahraus – Stefan Neuhaus

Band 128

Reichtum

Filmanalytische Sondierungen
eines kulturellen Phänomens

Herausgegeben von
Oliver Dimbath und Stefan Neuhaus

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2025

Verlag Königshausen & Neumann GmbH
Leistenstraße 7
D-97082 Würzburg
info@koenigshausen-neumann.de

Umschlag: skh-softics / coverart

Umschlagabbildung: Gold bullion bars

Wikicommons: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Gold_bullion_bars.jpg
(Letzter Zugriff: 17.01.2025)

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Druck: docupoint, Magdeburg
Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-9187-2
eISBN 978-3-8260-9188-9

www.koenigshausen-neumann.de
www.ebook.de
www.buchhandel.de
www.buchkatalog.de

„Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles. Ach wir Armen!“

Margarete, in: Johann Wolfgang von Goethe: Faust. Eine Tragödie (1808)

Inhalt

Vorwort	7
Oliver Dimbath und Stefan Neuhaus: Einleitung: Exorbitanter Reichtum in Fiktion und Realität	9
Oliver Dimbath: Reichtum allein reicht nicht: Eine filmgestützte Untersuchung gesellschaftlicher Bewertungsperspektiven des Reichtums	19
Jan Weckwerth: Die Sozialfigur des Neureichen: Filmische Inszenierungen von Aufgestiegenen	37
Nicole Zillien: Scheinwerfer an! Superreiche in der Fernsehgesellschaft	63
Benjamin Neumann, Maya Halatcheva-Trapp und Marliese Weißmann: Reichtum und Familie: Ein intersektionaler Blick auf familiale Beziehungen im Film.....	77
Helmut Schmiedt: Allgegenwärtige Abwesenheit: Über den Umgang mit Reichtum in Formen des Genrekinos.....	99
Stefan Neuhaus: Schneeschmelze im Wirtschaftswunderland? Das Politische des Reichtums am Beispiel der Kästner-Verfilmung <i>Drei Männer im Schnee</i> (1955).....	111
Yvonne Blöcker: Wie vermitteln Fernsehsendungen für Kinder das Thema Reichtum? Eine Analyse an den Beispielen <i>Benjamin Blümchen</i> und <i>Paw Patrol</i>	123
Anna Braun-Beneke und Martin Beneke: Reichtum als Weg zum Glück? Die Akkumulation von Kapitalarten im Coen-Universum	137

Dennis Gräf und Stephanie Großmann: Gier – Gott – Geschichte: Zur Konstruktion von Reichtum in David Schalkos filmisch-literarischer <i>Trilogie der Gier</i>	155
Katerina Brausmann: Reichtum, Macht und Männlichkeit: Mary Harrons <i>American Psycho</i> (2000)	173
Çağlanur Gencer: Der <i>American Dream</i> : Prestigeobjekte, sozialer Aufstieg und käufliche Liebe in Baz Luhrmanns <i>The Great Gatsby</i> (2013)	193
Janin Adam: Die Reichen oben, die Armen unten: Zur Motivik von Reichtum und Armut in der Sozialsatire <i>Parasite</i> von Bong Joon-ho (2019)	211
Thomas Heintz: Architektonik des Reichtums im Spielfilm: Bong Joon-hos <i>Parasite</i> (2019), Ruben Östlunds <i>Triangle of Sadness</i> (2022) und Mati Diops <i>Atlantique</i> (2019)	227
Laura Lăzărescu-Thois: Darstellung der Reichen im rumänischen Film	253
Zu den Beiträger*innen.....	265

Vorwort

Der vorliegende Band verdankt seine Beiträge einer Tagung, sie fand vom 14.-16. Februar 2024 zuerst in der Zentrale des Bundesarchivs in Koblenz und dann in der Aula der Universität Koblenz statt. Zum Thema gab es außerdem ein Seminar an der Universität Koblenz, gemeinsam veranstaltet von den beiden Herausgebern. Die Idee wurde im Gespräch geboren – an dieser kleinen Universität kommt man schnell in Kontakt, befördert durch regelmäßige Treffen der Herausgeber, die beide zu dieser Zeit Dekane waren und sich daher häufiger als sonst üblich über den Weg liefen. Zu erwähnen ist auch, dass sich die Universität Koblenz Interdisziplinarität auf die Fahnen geschrieben hat. Angesichts der überschaubaren Strukturen kommt es zu fächerübergreifendem Zusammenarbeiten in der Tat recht häufig, denn die Fächer sind klein und das Interesse an dem, was die anderen machen, ist auch wohl deshalb groß und vielleicht größer als andernorts.

Das (bereits durch Forschungstätigkeiten beider dokumentierte) Interesse an der Analyse und Interpretation von Filmen und an ihrer Aussagekraft über gesellschaftliche Prozesse war schon früh ein Gesprächsthema. Die in den letzten Jahren wieder an Fahrt aufnehmende Diskussion über die Unterschiede zwischen jenen, deren materielle Möglichkeiten für die Durchschnittsverdienenden kaum zu begreifen sind, und diesen, die sich monatlich oder auch wöchentlich fragen, wie sie ihre Unterkunft finanzieren und woher sie das Geld zur Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse nehmen sollen, wurde bald als vordringliches Thema für eine intensivere Auseinandersetzung ausgemacht. Schon nach ersten Literatsichtungen wurde dabei deutlich, dass vor allem die eine Seite, die des Reichtums, bisher vergleichsweise wenig durch Forschungen ausgeleuchtet worden ist.

Das Feedback der Studierenden und der Rücklauf auf den Call for Papers waren ermutigend. Auch wenn ein Förderantrag über einen internationalen Forschungsverbund nicht erfolgreich war, war die Universität so freundlich, einen Zuschuss zu gewähren, und das Bundesarchiv, in Person des Leiters Herrn Prof. Dr. Michael Hollmann, bot den Tagenden neben einer Heimstatt für einen Tag die wunderbare Möglichkeit, sich neben den Vorträgen auch in die Sammlungen des Archivs einführen zu lassen und am Abend einen Film im archiveigenen Kinosaal anzusehen. Ausgewählt wurden war Paul Verhoevens DEFA-Verfilmung von *Das kalte Herz* (1950), beruhend auf der berühmten Märchennovelle Wilhelm Hauffs. Frau Dr. Elke-Ursel Hammer und Herr Dr. Sebastian Gleixner vom Bundesarchiv führten in die Archivgeschichte des Films ein.

Reichtum und Armut sind ein Thema, seit es Texte gibt, die das Zusammenleben von Menschen in Gesellschaften thematisierten. Die Jesus

zugeschriebene Aussage, dass ein Kamel immer noch leichter durch ein Nadelöhr komme, als ein Reicher in den Himmel, findet sich gleich in drei der vier Evangelien (Mk 10,25, Mt 19,24, Lk 18,25). Nicht nur in Hauffs Märchen gibt es ältere Belege für das Durchspielen sozialer Auf- und Abstiege, die Hoffnungen und Ängste wecken, weil soziale Mobilität zu einem Signum moderner Gesellschaften geworden ist – auch wenn die Tatsache, dass Wohlstand und Reichtum heute vor allem vererbt werden, eher an frühere Zeiten erinnert, die durch Stände und Rollen statt durch individuelle Möglichkeiten des Auf- und Abstiegs gekennzeichnet waren.

Zur Zeit der Tagung gab es eine Reihe von Dokumentationen im Fernsehen, die sich einmal mehr mit dem Thema beschäftigten und nach der Rechtfertigung für einen Reichtum fragten, der wenigen Einzelnen das bietet, wovon die anderen Vielen nur träumen können – und vielleicht auch wollen. Die Faszination des Reichtums gehört zu seiner wahrnehmbaren Ambivalenz, gerade auch im Medium Film.

Zu danken ist allen, die zur Entstehung dieses Sammelbandes beige tragen haben, von den Beiträger*innen bis zum Verlag. Der Band versteht sich als Diskursbeitrag, denn das Thema wird weder für die Herausgeber und die Beitragenden noch für die Gesellschaft an Interesse verlieren. Gewinnen können hoffentlich die Leser*innen – den einen oder anderen Ein blick, die eine oder andere Anregung, nicht zuletzt, um sich selbst mit den hier aufgeworfenen Fragen als mündige, kritische Bürger*innen weiter zu beschäftigen.

*Die Herausgeber
Koblenz, im Winter 2024*

Einleitung: Exorbitanter Reichtum in Fiktion und Realität

Von Oliver Dimbath und Stefan Neuhaus

Die Superreichen haben eine schlechte Presse, dennoch werden sie immer reicher und auch einflussreicher. Nach der erneuten Wahl des Immobilienunternehmers Donald Trump in das Amt des US-amerikanischen Präsidenten – mit seinem ‚sidekick‘ Elon Musk, dem reichsten Mann der Welt – wird zumindest der amerikanischen Demokratie eine schwerwiegende Fehlsteuerung zugeschrieben. So mehren sich die Hinweise darauf, dass in Demokratien mit kapitalistischer Wirtschaftsordnung von einzelnen der Punkt erreicht werden könnte, an dem ihr Vermögen – im Sinne der sozialwissenschaftlichen Reichtumsforschung immer gedacht als Eigentum und Gestaltungsmacht¹ – auch über jede Form rechtstaatlicher Steuerung erhaben sein könnte. Wer, mit anderen Worten, genug Geld aufbringt, kann sich der Strafverfolgung ebenso entziehen, wie er oder sie die nationalökonomischen Bedingungen ändern und nach seinem oder ihrem Gusto und Nutzen umgestalten kann.² Das Abstimmungsverhalten des Volkes, als eigentlichem Souverän, kann im Zeitalter globaler Digitalisierung und unter Einsatz teurer Rechenkapazitäten punktgenau justiert werden. Und wer nicht als Wechselwähler*in oder ‚one-issue-voter‘ zum richtigen Zeitpunkt mit einem wahlentscheidenden Thema getriggert wird, der oder die könnte fasziniert sein von dem rücksichtslosen Libertinismus, mit dem die neuen Galionsfiguren des globalen Kapitalismus jede Form der ihnen auch nur vermeintlich im Weg stehenden Bedenken vom Tisch fegen. Toleranz erscheint nun als Problem derer, die darauf angewiesen sind, sich mit anderen arrangieren zu müssen. Wer aber so viel Geld und Macht hat, dass er oder sie mit nichts mehr gelockt werden kann, kann sich völlig ungeniert gebärden. Ein solches Verhalten scheint eine ganz neue Faszination – auch für die Massen – auszustrahlen. Die kritische Berichterstattung der Massenmedien gerät aus dieser Perspektive zu einem noch nicht einmal lästigen La-

¹ Darauf zielt mitunter die Idee einer „vermögenskulturellen Verantwortung“, wie sie ausgeführt wird bei: Thomas Druyen: Entstehung und Verbreitung von Vermögenskultur und Vermögensethik. In: Ders., Wolfgang Lauterbach u. Matthias Grundmann (Hg.): Reichtum und Vermögen. Zur gesellschaftlichen Bedeutung der Reichtums- und Vermögensforschung. Wiesbaden 2009: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 29-41.

² Vgl. hierzu die Presseberichterstattung zur Wiederwahl von Donald Trump und die Nominierung seiner zukünftigen Kabinettsmitglieder – zur als ein Beispiel von vielen sei hier auf den Beitrag von Jürgen Schmieder in der *Süddeutschen Zeitung* vom 23./24. November 2024 (Nr. 271, S. 45) unter dem Titel *Die Unantastbaren* verwiesen.

mento, und angesichts des entfesselt-wütenden Aufbegehrens einer brasilianischen Präsidentengattin gegen die Allmacht des Kapitals lässt sich der Technologiemogul Musk zu der lapidaren Ankündigung herab, dass sie die nächste Wahl verlieren werde.

In der Zeit des Spätkapitalismus verändert sich der Blick auf Reichtum als Ziel individueller Leistungsbereitschaft und entsprechender Erfolge: Wie auch zu den Zeiten des sagenhaften oder unermesslichen Reichtums von Königen scheint sich der Akzent von der Gier, verstanden als Wunsch, Reichtum zu mehren, zur reinen Macht zu verschieben. Selbst die Machtgier erreicht schließlich einen Punkt, an dem nicht mehr konstruktiv gestaltet, sondern nur noch nach dem letzten Kick gesucht wird – sei es der touristische Ausflug ins All oder der rechtstaatlich weitgehend unbehinderte sexuelle Missbrauch. Die Quantitäten dieses Reichtums in Verbindung mit der Frage, auf wie wenige Köpfe sich der Löwenanteil des Vermögens einer Volkswirtschaft verteilt, während den Massen nur ein gewisser Rest bleibt, erscheinen vor diesem Hintergrund als ebenso wenig interessierender Forschungsgegenstand wie die nicht zuletzt fiskalrechtliche Heimlichkeit und Intransparenz, in der Reiche ihr Kapital bewirtschaften. Die Fakten liegen schon lange auf dem Tisch und werden immer wiederholt, ohne dass sich, beispielsweise in der Besteuerung, etwas ändert: „Die ärmeren Hälfte der Bevölkerung besitzt einen geschätzten Anteil am Gesamtvermögen in Deutschland von 2,3 Prozent. Die oberen 0,1 Prozent besitzen dagegen etwa 20 Prozent des gesamten Vermögens in Deutschland.“³

Die bürgerlichen Ideale zumindest der Gleichheit und Brüderlichkeit – vielleicht auch der Gerechtigkeit – scheinen ausgedient zu haben. Und selbst die faszinierten Massen beginnen Skrupellosigkeit und die neue libertäre Anomie zu akzeptieren beziehungsweise im Kleinen auch zu antizipieren. Dies manifestiert sich etwa im Fetischcharakter von Luxuswaren: „Georges Kern, Geschäftsführer Breitling: [...] Wir verkaufen ja hier völlig nutzlose Produkte. [...] Wir antworten nicht auf ein Bedürfnis, oder. Wir kreieren ein Bedürfnis.“⁴ Das Vorbild gänzlich entfesselter Superreicher wird dabei begleitet vom Schatten des hobbesianischen Naturzustands, in dem das Recht des Stärkeren obwaltet – jetzt nur *nachdem* jeder Gesellschaftsvertrag aufgekündigt wurde. Dass immer wieder auch einzelne Reiche auf die damit verbundenen Probleme hinweisen, scheint, zynisch formuliert, angesichts der Folgenlosigkeit eher kathartische Funktion zu haben:

³ Lisa Seemann u. Andreas Spinnrath: Reichtum verpflichtet? Die Verantwortung der Superreichen (2024). URL: <https://www1.wdr.de/daserste/monitor/sendungen/monitor-reichtum-verpflichtet-110.html> (abgerufen am 25.11.2024).

⁴ Ebd.

„*Josef Rick, Immobilienunternehmer*: Wohlhabende sind keine Leistungsträger. Ganz im Gegenteil. Die allermeisten sehr Wohlhabenden in Deutschland sind ja Erben. Also die haben überhaupt nichts geleistet und das Geld arbeitet für ihr Einkommen. Finde ich jetzt auch kein [sic], hat nichts mit dem Begriff von Leistung zu tun. Leistungen erbringen die Leute, die sehr viel und engagiert arbeiten und die werden bei uns sehr stark besteuert und das macht doch überhaupt keinen Sinn. Und insofern haben wir keine Leistungsgesellschaft, sondern wir haben eine Gesellschaft, indem die Leistungsträger besteuert werden und die wenig leisten, nahezu steuerfrei sind. Das ist doch ein völlig absurdes Theater.“⁵

Mit Blick auf die Kulturbedeutung des Reichtums, die von einer rein quantifizierend-ökonomistischen Reichtumsforschung nur unzureichend erfasst wird,⁶ wird diese globale Entwicklung nur diejenigen verwundern, welche in unterschiedlichen Formen skrupulöser sozialer Marktwirtschaft sozialisiert worden sind. Der Begriff der Kulturbedeutung wird von Max Weber in die Diskussion zur sozialwissenschaftlichen Erkenntnis eingebracht.⁷ Er bezeichnet eine von Kausalbezügen absehende Sicht auf die Auswirkungen von Kulturerscheinungen auf andere kulturelle Bereiche abseits des systemisch auf den ersten Blick naheliegenden Entstehungszusammenhangs. Die Frage nach der Kulturbedeutung erlaubt es, ein Phänomen umfassender wahrzunehmen. Auf diesem Weg können Einsichten über den Zustand der Kultur in einer bestimmten Zeit gewonnen werden. Die Kulturbedeutung des Reichtums zu ermessen heißt somit gegenwärtig, Reichtum in unterschiedlichen kulturellen Sphären zu erforschen, um von verschiedenen Standpunkten ein umfassenderes Bild dieser Kulturerscheinung zu gewinnen.

Der Topos, dem zufolge Geld nicht glücklich mache, passt in diese Sphären, in denen die moralische Kritik am Reichsein, assoziiert mit Geiz und Gier einerseits, tatsächlich die sozialen Grenzen dessen aufzeigt, was man für Geld kaufen kann. Andererseits erscheinen diese kritischen Vorstellungen freilich auch als mitunter religiös anmutendes Schmerzmittel,⁸

⁵ Ebd.

⁶ Vgl. hierzu den Überblick bei Nicole Burzan u. Berthold Vogel: Reichtum: Ein Forschungsessay. Soziopolis: Gesellschaft beobachten (2023). URL: <https://nbnresolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-88487-5> (abgerufen am 12.03.2024).

⁷ Vgl. Max Weber: Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: ders. Schriften zur Wissenschaftslehre. Stuttgart: Reclam 1991 [1904], S. 21-101.

⁸ Hier ist einerseits auf Georg Simmels Überlegungen zum Konkurrenzcharakter der Religion in seiner Philosophie des Geldes. Köln 2001 [1920]: Parkland, S. 241 zu verweisen und andererseits auf die berühmte Formulierung von Religion als dem Opium des Volkes bei Karl Marx: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Dietz-Verlag,

das letztlich auf eine Änderung der Präferenzordnung zielt und Bescheidenheit über das Streben nach Reichtum stellt. Wenigstens in der Fiktion kann es einem protestantischen Kapitalisten nicht um diesseitiges Glück gehen, sondern um sein Seelenheil: Die Figur Ebenezer Scrooge in Charles Dickens' *Weihnachtsmärchen* lässt sich durch das Erscheinen von vier Geistern dazu bewegen, die seinem Verhalten zugrunde liegende protestantische Ethik neu zu justieren und zum Wohltäter zu werden. Die Motivationsstruktur von Reichen und Reich-werden-Wollenden dürfte bei solchen Fällen allerdings vollkommen unterschiedlich ausgerichtet sein.

Zumindest mit Blick auf die bürgerliche Sozialisation in westlichen Demokratien lässt sich der Kulturbedeutung des Reichtums durchaus ein differenziertes Bild entnehmen, das sich auch anhand einer Zeile aus einem Song des Rockmusikers Rio Reiser illustrieren lässt: „Geld macht nicht glücklich; es beruhigt nur die Nerven.“⁹ Und auch in der US-amerikanischen Literatur finden sich Zeugnisse, die entfesselten Reichtum problematisieren – so beispielsweise in Scott F. Fitzgeralds Roman *Der große Gatsby* oder in Orson Welles' Film *Citizen Kane*. Aber selbst wenn die offenkundige Faszination vor allem für die Unantastbarkeit der Superreichen den Glauben an die Wirksamkeit kritischer Narrative erschüttert – denn offenbar speist sich die Kulturbedeutung auch die aus der Fähigkeit oder der Bereitschaft zur Kulturrezeption –, lässt sich insbesondere im Kulturschaffen der jüngeren Gegenwart eine andauernde Thematisierung von Reichtum feststellen. Der Annahme folgend, dass es sich bei diesem Kulturschaffen nicht um reine kulturindustrielle Propaganda der Traumfabriken zur Beruhigung der Massen handelt,¹⁰ bieten die unterschiedlichen kritischen Perspektiven, wie sie sich in der Literatur und vor allem auch in Film und Fernsehen finden, zumindest Angebote, die Faszination unendlicher Vermögen zu hinterfragen.

Dieser Hoffnung folgt der mit diesen Zeilen eingeleitete Sammelband, der sich das kulturell-gesellschaftliche Wissen um Reichtum zum Gegenstand nimmt. Im Zentrum steht die massenmedial-kulturspezifische Vermittlung der Darstellungsweisen von Reichtum und der damit verbundenen Privilegien im Spannungsfeld mit gesellschaftlichen Normen, Werten und Moralvorstellungen, mit Fokus auf das besonders wirkmächtige Medium *Film*.¹¹ Film konstituiert Wissen über soziale Zusammenhänge. Auf

⁹ Zu finden auf dem Album ★★★ aus dem Jahr 1990.

¹⁰ Vgl. Max Horkheimer und Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Frankfurt/M.

¹¹ Vgl. Niels Penke: Das prekäre Wissen und das Wissen der Popkultur. Über Superreiche. Soziopolis: Gesellschaft beobachten (2023). URL: <https://www.sozipolis.de/das-prekaere-wissen-und-das-wissen-der-populaerkultur.html> (abgerufen am 12.03.2024).

der Ebene des Wissens gewährt er Einblicke in verborgene oder verschlossene Bereiche.¹² Spielfilme als Simulationen im Sinne eines ‚Was wäre wenn‘ haben noch weitergehende Möglichkeiten, auf besondere Probleme aufmerksam zu machen, indem sie, mit Hilfe von „Metapher“ und „Metonymie“,¹³ diese Probleme pointiert herausarbeiten.

Mit Blick auf die hier versammelten Filmanalysen lässt sich feststellen, dass in vielen Beiträgen interktionale Kontraste zwischen Lebensstilen und Lebenslagen zentriert werden. Oft stehen dabei Situationen im Fokus, in denen sich die jeweiligen Figuren wechselseitig ihren Status anzeigen und dies mit bestimmten Verhaltenserwartungen verbinden. Einfacher gesagt geht es nicht nur um die – vielleicht aus der Binnensicht moderner Gesellschaften kulturell ausgeblendete – Differenz von arm und reich, sondern ganz generell um das Thema Reichtum betreffende Interaktionen zwischen Inhaber*innen des gleichen oder eines unterschiedlichen Status. Die in Narrativen abgebildeten sozialen Lagen unterscheiden sich hierbei hinsichtlich der Perspektiven der Mittelschichten, der erfolgreich aufgestiegenen Neureichen und eines als etabliert zu verstehenden Geldadels oder so genannten alten Geldes. Die typisierbare Interaktion geht sodann von Figurendarstellungen einer spezifischen sozialen Lage aus und bezieht sich auf andere in gleicher oder abweichender Lage.

Wenn angenommen wird, dass reichtumspezifische Interaktion etwas mit dem Streben nach Lebensglück – beziehungsweise dem *pursuit of happiness* – zu tun hat, lässt sich die unten präsentierte Übersicht erstellen. Die in den neun Feldern verzeichneten Interaktionstypen decken weite Teile der in diesem Band versammelten und diskutierten Situationen ab. Sie bieten damit eine so tentative wie skizzenhafte Systematik dessen, was mit zwischen Handelnden vorgeht, wenn Reichtum thematisch zentriert wird. Dass dies ‚nur‘ aus filmischer Fiktion gewonnen wurde, sollte dem Erkenntniswert im Hinblick auf eine Ordnung reichtumspezifischer Interaktionen keinen Abbruch tun.

¹² Vgl. Oliver Dimbach u. Matthias S. Klaes: Filmgestützte Interaktionsanalyse als quasi-naturalistische Forschung. In: Alexander Geimer, Carsten Heinze u. Rainer Winter (Hg.): Die Herausforderungen des Films. Soziologische Antworten. Wiesbaden: Springer VS 2018, S. 57-74, URL: https://doi.org/10.1007/978-3-658-18352-3_2.

¹³ Vgl. Pierre Bourdieu: Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes. Übers. v. Bernd Schwibs u. Achim Russer. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001 (stw, Bd. 1539), S. 53.

Pursuit of Happiness		Bezugslage		
		Mittelschichtsangehörige	Neureiche	Geldadel
Ausgangslage	Mittelschichtsangehörige	<i>Solidarität/Konkurrenz</i>	<i>Idolisierung</i>	<i>Untertänigkeit/Dienstbarkeit</i>
	Neureiche	<i>Indienstnahme/Ausnutzung</i>	<i>Konkurrenz</i>	<i>Anähnelung/Anerkennungsstreben</i>
	Geldadel	<i>Arroganz/Abgehobenheit</i>	<i>Abweisung</i>	<i>Solidarität</i>

Abb. 1: Reichtumspezifische Interaktionstypen zwischen sozialen Lagen.

In der Abb. 1 finden sich Orientierungen zur Gestaltung von Interaktionen, welche von einer Ausgangslage auf eine Bezugslage gerichtet sind. Im ersten Feld wird damit die Typizität eines von *Mittelschichtsangehörigen* auf ihresgleichen gerichteten Handelns unter den Vorzeichen des Umgangs mit dem Phänomenbereich ‚Reichtum‘ als zweifaches Arrangement ausgewiesen. Einerseits kann es hier um die Solidarität zwischen Gleichen gehen, die sich vom Reichsein abgrenzen. Andererseits können Angehörige mittlerer Schichten auch in Aufstiegskonkurrenz beim Streben nach Reichtum treten. Bei der Orientierung der Mittelschichten an Neureichen lässt sich vermuten, dass eine typische Ausprägung diejenige einer meritokratischen Idolisierung derer ist, welche es geschafft haben. Die Orientierung der Mittelschichten auf das so genannte ‚alte Geld‘ oder den Geldadel scheint demgegenüber angesichts der Unerreichbarkeit durch Resignation gekennzeichnet. Entsprechend wird die soziale Unterordnung akzeptiert und mitunter durch Dienstbarkeit sowie Unterwürfigkeit strategisch genutzt.

Wenn sich *Neureiche* auf die Mittelschichten, denen sie ja entstammen und die sie hinter sich gelassen haben, beziehen, könnte die Orientierung in Ausnutzung und Indienstnahme bestehen. Neureiche untereinander stehen dagegen mit Blick auf die Darstellung ihres erlangten Reichtums in Konkurrenz, wie sie in gegenseitigen Versuchen, sich durch Protz und Verschwendug zu übertreffen, zum Ausdruck kommt. In ihrer Orientierung am ‚alten Geld‘ stellen die Neureichen fest, dass es nicht allein das finanzielle Vermögen ist, das den Zugang zu den Eliten öffnet. Entsprechend finden sich hier Versuche der – mitunter habituell scheiternden – Anähnelung und des Strebens nach Anerkennung.¹⁴

Die vom *Geldadel* ausgehende Sicht auf die Mittelschichten könnte wohl treffend durch Abgehobenheit und Arroganz beschrieben werden.

¹⁴ Eine hier weiterführende sozialtheoretische Interpretation liefert die Bezugsgruppentheorie nach Robert K. Merton: Soziologische Theorie und soziale Struktur. Berlin und New York: de Gruyter 1995 [engl. Original 1949].

Solches kann auch in der problematischen Haltung zum Ausdruck kommen, Angehörige dieser sozialen Lagen mit den Worten Karl Valentins ‚noch nicht einmal zu ignorieren‘. Durchaus und mit Missfallen zur Kenntnis genommen werden dagegen die Aufgestiegenen, welche sich mühen, Zugang zu den erlesenen Kreisen zu erlangen. Zur Sicherung von Macht- und Statuserhalt scheint es dann angezeigt zu sein, den Emporkömmlingen durch immer neue und verfeinerte Distinktionspraktiken die Aufnahme und damit Anerkennung zu verwehren.¹⁵ Entsprechend gestaltet sich die Separierungsbestrebung der Angehörigen des etablierten Reichtums unter ihresgleichen wieder als solidaritätsstiftend. Die Integration der eigenen Gruppe gelingt auch durch die Ausgrenzung möglicher Aspirantinnen und Aspiranten.¹⁶ Wie und in welchem Umfang sich diese neun Muster in den Beiträgen dieses Bandes wiederfinden, wird die Lektüre erschließen.

Oliver Dimbath stellt bereits im ersten Beitrag die Frage nach dem Gegensatz zwischen dem ‚alten Geld‘ und den ‚Neureichen‘. Außerdem hält er ganz grundsätzlich fest: „Die soziale Organisation im Filmnarrativ inspiriert *sich* an der Realität und inspiriert *sie* zugleich.“ In einer Figurensequenzanalyse, bezogen auf die Fernsehserie *The Gilded Age*, werden „Distinktionskämpfe der Reichen“ offenbar, gerade auch in Abgrenzung der beiden Gruppen des Geldadels und der Neureichen unter- und gegeneinander. Diesen Befund kann Jan Weckwerth bestätigen, der einen Überblick über Spielfilme und Fernsehserien gibt, die soziale Aufstiege zum Reichtum thematisieren, bevor er beispielhaft Episoden der Serie *Succession* analysiert. In den Interaktionen der Figuren zeigen sich große Differenzen „zwischen Etablierten und Aufsteigern“, die durch die Inszenierung verstärkt und betont werden.

Nicole Zillien gibt zunächst einen Überblick zu den zahlreichen Fernsehdokumentationen, die sich mit dem Alltagsleben der Superreichen befassen, und geht dann beispielhaft auf einige Formate ein, die auch sogenannte Reality Soaps umfassen und sich vielleicht eher als Infotainment beschreiben lassen. Auffällig ist der Fokus auf die „auf Protz, eine weitergehende Vermarktung oder auch aufmerksamkeitsgenerierende Provokation zielenden Luxuspraktiken einer extrovertierten Minderheit“. Doch auch hier lassen sich, zumindest im öffentlich-rechtlichen Fernsehen, Beobachtungen machen, die an der Behauptung zweifeln lassen, dass Superreiche Steuern fürchten wie der Teufel das Weihwasser und jede Bedrohung ihres Geldes sofort zum Anlass nehmen könnten, mit ihm das Land zu verlassen.

¹⁵ Dieses Arrangement findet sich auch in der Untersuchung von Norbert Elias über die höfische Gesellschaft; Norbert Elias: Die höfische Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1983

¹⁶ Vgl. die Mechanismen von Ingroup und Outgroup bei William G. Sumner. Folkways. A Study of the Sociological Importance of Usages, Manners, Customs, Mores and Morals. Boston et al: Ginn and Company 1904.

Benjamin Neumann, Maya Halatcheva-Trapp und Marliese Weißmann zeigen, dass Familie und Reichtum in Spielfilmen eng miteinander verknüpft sind. Fünf Filme werden beispielhaft untersucht, dabei wird insbesondere die Frage gestellt, wie sich „Reichtum und Familie in intersektionaler Perspektive“ darstellen. Die Filme zeigen sich – wie auch die Realität – nicht frei von Klischees, etwa wenn es Kategorien wie Ethnizität oder Geschlecht betrifft. Deutlich wird vor allem das Konfliktpotential sozialer Unterschiede.

Nach den vier Eröffnungsbeiträgen primär aus soziologischer Perspektive folgen Beiträge, die stärker ein literaturwissenschaftliches Vorwissen mit einbringen. Helmut Schmiedt beobachtet, dass „der angestrebte Reichtum“ im vorrangig auf Unterhaltung setzenden Spielfilm „oft kaum zu sehen“ ist und vor allem handlungsmotivierend wirkt. Am Beispiel der Karl May-Verfilmung *Der Schatz im Silbersee* und der Edgar Wallace-Verfilmung *Das indische Tuch* kann er diese These erhärten und die Frage nach der sich dadurch äußernden „Mentalität“ stellen, hier vor allem in der Zeit der noch jungen und mittlerweile wirtschaftlich prosperierenden Bundesrepublik Deutschland.

Auch Stefan Neuhaus wählt mit der Erich Kästner-Verfilmung *Drei Männer im Schnee* einen Film aus der ‚Wirtschaftswunderzeit‘. Er zeigt, dass die Darstellung von Reichtum in Roman und Spielfilm durchaus politisch sein kann und dabei von den Rahmenbedingungen der Zeit abhängig ist, auf die sie einerseits reagiert und andererseits einwirken will. Reichtum wird, je nachdem, mit Verantwortungslosigkeit oder mit der Hoffnung auf verantwortliches Handeln zum Wohle der Gesellschaft verbunden, verpflichtet einer aus der Aufklärung stammenden Moral. Yvonne Blöcker stellt im folgenden Beitrag eine Frage, die ebenfalls auf gesellschaftliche Verantwortung und eine entsprechende Moral zielt: Welche Verhaltensmodelle finden sich in Kinderserien, wenn es um die Darstellung reicher Figuren geht? Dabei kommt sie – an ganz anderen Beispielen und mit einem anderen Instrumentarium – zu einem ähnlichen Befund: Reiche Figuren verfallen der Kritik, wenn sie ihre größeren Möglichkeiten nicht zum Wohle der Gemeinschaft, sondern für die eigene Bereicherung einsetzen.

Dass es auch Vorstellungen von Reichtum gibt, die gerade nicht mit Geld zu tun haben, zeigt der Beitrag von Anna Braun-Beneke und Martin Beneke am Beispiel der Filme der Coen-Brüder. Der Streifzug durch die zwar fiktionalen und künstlerisch ausgefeilten, aber auch stark realitätsbezogenen satirisch-kritischen Bestandsaufnahmen US-amerikanischer Lebenswelten, wie sie von den Coen-Brüdern gestaltet werden, entlarvt den *American Dream* als potentiell irreführenden Traum, der eher in Chaos und Untergang mündet als in ein ‚gutes Leben‘, das nur denen zuteilwird, die gelingende Sozialbeziehungen dem Streben nach Materiellem vorziehen. Auch hier schimmert eine Moral durch, die sich extrem kritisch zu dem als

vorherrschend angesehenen Konzept von Reichtum verhält, das die eigenen, ökonomischen Interessen absolut setzt.

Noch extremer und vergleichsweise plakativ fallen die Folgen des Strebens nach Reichtum (bzw. der Absicherung desselben) in den von David Schalko geschriebenen, österreichischen Serien *Braunschlag* und *Altes Geld* aus, wie Dennis Gräf und Stephanie Großmann zeigen können. Insofern „etablieren beide Serien gleichsam eine dem Reichtum entgegenstehende Argumentation, die mit diesem allerdings verbunden ist und die sich als lebensweltliche Armut äußert.“ Eine solche lebensweltliche Armut trotz äußerer Reichtums gibt es ebenso, wie Katerina Brausmann vorführt, in der Bret Easton Ellis-Verfilmung *American Psycho*, die allerdings auch zeigt, wie Fiktionalität zu einem Kippspiel werden kann und selbst vergleichsweise eindeutige Zeichen mehr oder weniger absichtsvoll fehlinterpretiert werden. „[D]ie Rezeption kehrt die Aussageabsicht des Films um, indem Reichtum, Konsum und Macht für Männer wieder in erstrebenswerte Lebensziele umgewandelt werden.“ Der Protagonist in Film und Roman, ein Broker an der New Yorker Börse und offenbar bereits durch seine Familie reich, verkörpert das Asoziale einer Welt, die nur noch materielle Werte anerkennt. Der antihumane Zynismus der Figurengestaltung wird von einer jüngeren Generation von Rezipierenden allerdings umgedeutet zu einem Vorbild für (Möchtegern-)Aufsteiger, so dass aus der einstigen, fragwürdigen Y yuppie-Kultur ein neuer Y yuppie-Kult v.a. frustrierter junger Männer geworden ist. Hier wie dort läuft die „Sinnsuche in der Konsumgesellschaft“ freilich ins Leere.

Çağlanur Gencer vermag am Beispiel von F. Scott Fitzgeralds *The Great Gatsby* und seiner Baz Luhrmann-Verfilmung zu zeigen, wie ambivalent die Auseinandersetzung mit dem *American Dream*, mit dem Streben nach Reichtum, filmisch inszeniert werden kann, insbesondere „wenn unstillbarer Ehrgeiz romantisiert wird“. Die differenzierte Analyse des Films zeigt einerseits seine kritischen Potentiale – das ‚alte Geld‘ beispielsweise gibt sich offen rassistisch, führt andererseits aber auch die weiterwirkende Dominanz patriarchalischen Verhaltens vor; beide Antagonisten sehen „Daisy als ein Prestigeobjekt“.

In der südkoreanischen Sozialsatire *Parasite* (2019), mit sechs Oscars prämiert, werden Klassenunterschiede in Dichotomien wie der von ‚oben‘ und ‚unten‘ gefasst, aber auch wieder durchkreuzt, wie Janin Adam zeigt. Es wäre zu einfach, in dem Film zwischen den ‚guten‘ Armen und den ‚bösen‘ Reichen zu unterscheiden. Thomas Heintz hat gleich drei internationale und vergleichsweise neue Spielfilme ausgewählt – Ruben Östlunds *Triangle of Sadness* (2022) ist der jüngste. Heintz beschäftigt sich vor allem mit der „Architektonik des Reichtums“, etwa wenn der Gegensatz von ‚die da oben‘ und ‚die da unten‘ auch im Bild inszeniert wird. Dazu kommt zum Beispiel der Gegensatz von Zentrum und Peripherie, um maximale ökono-

mische Ungleichheiten eindrucksvoll visuell darstellen zu können. Zugleich ergibt sich, im extremen Fall bedingt durch Ausbeutungssituationen, ein ungleiches „Nebeneinander von Reich und Arm“.

Der den Band abschließende Beitrag von Laura Lăzărescu-Thois rekapituliert eine ganze nationale Filmgeschichte, freilich eine wechselvolle. Im rumänischen Film lässt sich trotz der radikalen politischen Veränderungen eine gewisse Kontinuität der Kritik am Reichtum ausmachen, die zunächst, durch den staatlichen Sozialismus, ideologisch bedingt ist, schließlich aber die wachsenden Gegensätze in einer marktwirtschaftlichen Ordnung in den Blick nimmt. „Der Reichtum wird“, so eine wichtige Schlussfolgerung, vor allem „mit Illusion und Unglaubwürdigkeit assoziiert“.

Die theoretischen Grundlagen der Beiträge sind oft nicht sehr verschieden, viele greifen etwa auf Pierre Bourdieu und seine Kapitalsorten zurück. Auch wird die Differenz von Realität und Fiktion(alität) als Erweiterung des Möglichkeitsspektrums betont, ein kritisches Verhältnis zu ökonomischen Ungleichheiten und ein Verständnis für ihre Folgen zu gewinnen.

Für die Herausgeber war es überraschend, wie deutlich sich ein reichtumskritisches Bild in allen Beiträgen zeigt und wie markant die Attribute des Reichtums sind, auch wenn sie sich je nach ‚altem‘ oder ‚neuem‘ Geld unterscheiden und gegeneinander in Stellung gebracht werden können. Es scheint eine weltweit verständliche, filmische Codierung von Reichtum zu geben. Dass, frei nach Brecht und seiner *Dreigroschenoper*, erst das Fressen und dann die Moral kommt, gilt offenbar nicht nur für die Armen, die erst einmal ihren Lebensunterhalt sichern wollen, sondern auch für die Reichen, deren Luxusprobleme aus ihrer Sicht nicht weniger gravierend zu sein scheinen – und die sie aus einer distanzierten Sicht allerdings als genau aus diesem Grund stärker zu regulierende Spezies ausweisen. Denn der Schaden, den sie anrichten, ist – sofern man den hier verhandelten Beispielen Glauben schenken mag – ökonomisch und moralisch enorm.

Reichtum allein reicht nicht: Eine filmgestützte Untersuchung gesellschaftlicher Bewertungsperspektiven des Reichtums

Von Oliver Dimbath

Einleitung

Die Kulturbedeutung des Reichtums besteht nicht allein im ökonomisch-objektivierbaren großen Kapitalbesitz, sondern erfasst die Auswirkung ungleicher Vermögen auf soziale Beziehungen. Nicht nur die mit Geld verbundene Gestaltungsmacht spielt dann eine Rolle, sondern eine ganze Reihe symbolischer Attribute, welche reiche Menschen auf sich vereinigen. Zu diesen gehört auch die Begründung des Reichseins aufgrund des Nachweises oder der Behauptung gesellschaftlicher Verdienste. Eine bestimmte Form des Verdienstvollen konstruiert die Idee der Leistungsgesellschaft. Sie gründet beispielsweise im American Dream eines voraussetzungslosen Aufstiegs durch eigener Hände Arbeit. Eine solches Versprechen, das für kapitalistische Demokratien grundlegend ist, stößt jedoch an Grenzen, wenn neben der meritokratischen Zuteilung von Gestaltungspotenzialen durch Verdienst einer – im Grunde aristokratischen – Macht durch Erbfolge Rechnung getragen wird. Das Spannungsverhältnis dieser Reichtum vermittelten Machtverhältnisse durchzieht denn auch die literarische Reflexion insbesondere der amerikanischen Gesellschaft. Dort nachzulesen ist soziologisch aufschlussreich, da sich in Distinktionspraktiken soziale Schließungsmechanismen spiegeln, welche sich aus der Unauflösbarkeit des Zusammenhangs von Macht und Geld ergeben. Das Glücksversprechen der amerikanischen Verfassung, welches von vielen Einwanderungsgenerationen nach religiöser Verfolgung und vor allem bitterer Armut als Erlösung aufgenommen wurde, erzeugte mit der vor allem in Deutschland verbreiteten Redensart ‚Vom Tellerwäscher zum Millionär‘ eine ganz spezifische Erwartung: Die Zielgerade des American Way of Life ist Reichtum. All dies steht unter den Vorzeichen eines doppelten Freiheitsversprechens: der negativen Freiheit *von* religiöser Verfolgung sowie ständegesellschaftlicher Gängelung und der positiven Freiheit *zu* einer eigenverantwortlichen Verfügung über die Gestaltungspotenziale selbst erwirtschafteter Ressourcen. Eng mit dem mit Reichtum assoziierten Zustand individuellen Glücks verbunden ist außerdem das, was der Soziologie-Klassiker Georg Simmel

als „Superadditum“ des Reichtums bezeichnet hat:¹ Privilegien und gesellschaftliche Hochachtung.

Diese ist allerdings nicht allein durch Geld zu erlangen, sondern auch durch die Anerkennung relevanter Anderer. Ein damit einhergehender Grundkonflikt – von dem Soziologen Norbert Elias in anderem Zusammenhang als Spannungsverhältnis von Etablierten und Außenseitern beschrieben² – manifestiert sich im Gegensatz zwischen dem so genannten ‚alten Geld‘ und den ‚Neureichen‘. Beide Gruppen verfügen über erheblichen Reichtum, nicht aber über eine identische Ausstattung sozialen und kulturellen Kapitals,³ wobei die Etablierten alles daran zu setzen scheinen, die teilweise ökonomisch noch potenteren ‚Emporkömmlinge‘ auf Abstand zu halten. Diese in Distinktionsbestrebungen zum Ausdruck kommenden Interventionen im sozialen Feld sind offenkundig dadurch motiviert, bestehende Machtverhältnisse eben nicht gemäß der Logik des Verdienstes durch ökonomischen Aufstieg preiszugeben. Offenkundig handelt es sich hier um einen Vorgang, bei dem eine Elite die Kriterien gesellschaftlicher Anerkennung nach ihren Vorstellungen auszurichten sucht.⁴

All dies würde aus soziologischer Sicht konfliktäre Petitessen sozialer Minderheiten betreffen, wäre da nicht die Aufstiegsorientierung der zahlenmäßig weitaus dominanteren Mittelschichten.⁵ Auch wenn geglückte Aufstiege in die ‚besseren Kreise‘ selten sind, bleiben die Augen vieler auf die ‚oberen Zehntausend‘ gerichtet. In westlichen Demokratien wird dieser schmachtende Blick auf die Reichen und Schönen von der Kultur- beziehungsweise Unterhaltungsindustrie geprägt. Klatschblätter und -sendungen berichten über das luxuriöse Leben der Promis, Literatur und Film bieten fiktionale Einblicke in von vielen erträumte Verhältnisse und Sehnsuchtsorte. Dass all dies nur in Teilen mit der Realität von Reichtum und

¹ Georg Simmel: Philosophie des Geldes. Köln: Parkland 2001 [1920], S. 214. Das „Superadditum“ bezeichnet die bevorzugte Behandlung, die der Reiche genießt: „Der Kaufmann handelt mit ihm gar solider und billiger als mit dem Armen, jedermann, auch der gar nichts von seinem Reichtum profitiert, begegnet ihm zuvorkommender, als dem Armen, es schwelbt eine ideale Sphäre fragloser Bevorzugtheit um ihn.“

² Norbert Elias u. John L. Scotson: Etablierte und Außenseiter. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993.

³ Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1987, hier zum Beispiel S. 196.

⁴ Vgl. Norbert Elias: Die höfische Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1983.

⁵ Es ist wohl dem „Fahrstuhleffekt“ – Ulrich Beck: Die Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1986, S. 122 – in die „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ – so bei Helmut Schelsky: Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze zur Soziologie der Bundesrepublik. München: Goldmann 1979, S. 354 – zu verdanken, dass der sozioökonomische Kontrast vor allem in sozialen Marktwirtschaften nicht mehr zwischen ‚arm‘ und ‚reich‘, sondern zwischen ‚aufstrebend‘ und ‚oben‘ gesehen werden muss.

Reichsein zu tun hat, scheint dabei fast unerheblich. Bemerkenswert ist jedoch, dass sich offenbar ein Markt an Narrativen etabliert hat, welcher Angehörige der mittleren Schichten adressiert. Als solcher versorgt er sie zwar nicht mit handfesten Informationen, wohl aber mit spezifischen Deutungsmustern oder Vorstellungen von Reichtum. Es ist vermutlich auch ein solches Wissen, auf dem die Werthaltungen der gesellschaftlichen Mitte gründen. Damit zeichnet sich das Anliegen der nachfolgend vorgestellten Untersuchung ab: Es besteht in der Suche nach Antworten auf die Frage, welche Deutungszusammenhänge sich in der Betrachtung der (Super-)Reichen vom medial konstituierten Standort der Mittelschichten aus erkennen lassen.

Die Argumentation wird in drei Schritten entfaltet. Zunächst muss das Problem der Mittelschichtwahrnehmung von Reichtum oder Oberschicht angesehen werden. Da aus soziologischer Perspektive die Verwendung massenmedialer Erzeugnisse und hier im Besonderen fiktionalen Filmmaterials zur Gewinnung empirischer Evidenz nicht unstrittig ist, bedarf eine solche Vorgehensweise der methodologischen Explikation. Erst danach wird es möglich, anhand eines Filmbeispiels – im Fokus steht die Fernsehserie *The Gilded Age* – Momente der Kulturbedeutung von Reichtum im Licht von Distinktionskämpfen unter Reichen in den Augen von Mittelschichtangehörigen zu rekonstruieren.⁶

Der Mittelschichtsblick auf die Probleme der Reichen

Der Gegensatz zwischen arm und reich lässt sich als gesellschaftliches Phänomen begreifen, das sich seit den Anfängen der Schriftkultur in zahlreichen Narrativen auffinden lässt. Mit Blick auf die spätmoderne Gegenwart westlicher Gesellschaften scheint diese Polarität jedoch nicht mehr recht zu passen. Zwischen den dichotomen Positionen sind die gesellschaftlichen Mittelschichten entstanden, die dadurch ausgewiesen sind, dass sie, einem leistungsbezogenen Aufstiegsversprechen folgend, versuchen, die gesellschaftliche ‚Stufenleiter‘ emporzuklettern. Nachfolgend wird es zunächst darum gehen, die Sehnsucht nach Reichtum durch Aufstieg nachzuvollziehen. Dieses Streben muss allerdings mit (klein-)bürgerliche Redlichkeits- und Bescheidenheitsvorstellungen kontrastiert werden. Denn offenkundig gibt es neben der Aussicht, durch Fleiß und Leistung gesellschaftlich aufsteigen zu können, auch die Vorstellung, dass Macht und Reichtum als Le-

⁶ Zum Umstand, dass diese Blickrichtung bisweilen auch wenig reflektiert von der Sozialforschung eingenommen wird, vgl. Oliver Dimbach: Der Mittelschicht-Bias der soziologischen Zeitdiagnostik. In: Nadine M. Schöneck u. Sabine Ritter (Hg.): Die Mitte als Kampfzone. Wertorientierungen und Abgrenzungspraktiken der Mittelschichten. Bielefeld: transcript 2018, S. 314-330.

bensziele gar nicht so erstrebenswert sind. Diesen Gesichtspunkt berücksichtigend wird sodann die Frage nach den Motiven der Mittelschichten gestellt, anderen Tugenden, die dem Reichtum entgegenstehen, den Vorzug zu geben und Reichtum moralisch abzuwerten.

Der Sichtung sozialhistorischer Erkenntnisse zur Entwicklung der gesellschaftlichen Verteilung des Reichtums und dem Streben danach ist eine Be griffsbestimmung voranzustellen, was im Weiteren unter Reichtum verstanden werden soll. Der Blick in die Etymologie zeigt, dass das Adjektiv ‚reich‘ im Germanischen mit den Begriffen Herrscher, Fürst und König in Verbindung steht. Seine Bedeutung im Sinne von ‚begütert‘ leitet sich daher wohl aus dem Zusammenhang mit Adjektiven wie fürstlich, königlich, vornehm oder mächtig ab.⁷ Das Bedeutungswörterbuch⁸ weist beim Substantiv ‚Reichtum‘ neben der Bedeutungsdimension der Reichhaltigkeit und Fülle die Lesart als „großer Besitz an Vermögen, wertvollen Dingen“ sowie die Synonyme Besitz, Kapital, Luxus, Prunk, Überfluss, Vermögen, Werte, Geld und Gut, Hab und Gut sowie Haus und Hof aus. In der soziologischen Reichtumsforschung wird – über das Materielle hinausgehend und dem Machtaspekt Rechnung tragend – mitunter auf die Mehrdeutigkeit des Wortes ‚Vermögen‘ hingewiesen.⁹ Vermögen bezeichnet dabei nicht nur den bloßen Besitz oder das Eigentum, sondern auch die Möglichkeit, gestalten zu können – also: etwas zu vermögen. Im Hinweis auf das Gestaltungspotenzial wiederum schwingt mit, dass Vermögen als Freiheit zu begreifen ist, über die Notwendigkeiten des Alltagslebens hinausgehen zu können. Als Reichtum wäre dann ein Zustand zu bezeichnen, in dem Vermögen im Überfluss vorhanden ist und nach eigenem Gutdünken eingesetzt werden kann. Zu ergänzen ist allerdings, dass es nicht genügt, über Vermögen lediglich zu verfügen. Will jemand als reich gelten, sollte sein oder ihr Vermögen weithin sichtbar sein. Diese Sichtbarkeit muss den Ausweis einer willkürlichen und verschwenderischen Gestaltungsmacht enthalten. Reichtum ist also untrennbar mit seiner Symbolisierung im Sinne der Zurschaustellung von Luxus verbunden. Und daraus lässt sich letztendlich ableiten, dass die ausschweifendsten Inszenierungen von Luxus zugleich auf maximale Chancen der Machtentfaltung schließen lassen. Das ist auch

⁷ Duden: Das Herkunftswörterbuch. Mannheim u.a.: Dudenverlag 1989, S. 581.

⁸ Duden: Das Bedeutungswörterbuch. Mannheim u.a.: Dudenverlag 2002, S. 725.

⁹ Vgl. hierzu beispielsweise die Überlegungen bei Thomas Druyen: Entstehung und Verbreitung von Vermögenskultur und Vermögensethik. In: Ders., Wolfgang Lauterbach, U. Matthias Grundmann (Hg.): Reichtum und Vermögen. Zur gesellschaftlichen Bedeutung der Reichtums- und Vermögensforschung. Wiesbaden: VS Verlag 2009, S. 29-41.

nationalökonomisch nicht unerheblich, wenn Werner Sombart im Gegensatz zu Max Webers Deutung,¹⁰ nach welcher Kapitalismus aus der asketischen Lebensführung der Protestantenten und der Erfindung der Reinvestition hervorgegangen sei, den Hauptmotor der Entwicklung des Kapitalismus im ungezügelten Wachstum des Luxuskonsums sieht, welcher vorwiegend durch Waren aus den Kolonien bis hin zum Sklavenmarkt angeschoben worden sei.¹¹ Sombart insinuiert damit eine ‚Spirale‘, nach der Reichtum zu Luxuskonsum und dieser dadurch zur Produktion von Luxusgütern in Verbindung mit in allen Wirtschaftssektoren wachsendem Wohlstand führt.

Eine soziologische Untersuchung, die sich mit der Entstehung des Reichtums nicht nur als ökonomischem Sachverhalt, sondern auch in seiner Kulturbedeutung befasst,¹² hat der amerikanische Soziologe Thorstein Veblen angestellt. In seiner *Theorie der feinen Leute* sucht er nach Erklärungen für das Streben nach und die Bewertung von Reichtum. Ausgangspunkt Veblens ist nicht das Reich-Werden, sondern eine Klassengesellschaft, in der die Oberklasse der produktiven Arbeit enthoben ist.¹³ Angehörige dieser Klasse sind irgendwann einmal durch den Nachweis ihrer Tüchtigkeit in ihre Position gekommen, und sozial zertifizierte Tüchtigkeit forderte Ehrerbietung. Eine solche Hochachtung wird aber nicht nur den Fleißigen zuteil, sondern auch ihren Familien. Daraus schließt Veblen, dass mit dem angehäuften Reichtum, auch das gesellschaftliche Ansehen vererbt wird. Neben die stets flüchtige Ehrung des Helden tritt nun die Anerkennung aufgrund von Verdiensten eigener Vorfahren. Da Menschen dazu

¹⁰ Vgl. Max Weber: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I. Tübingen: Mohr 1988 [1920], S. 1-206.

¹¹ Werner Sombart: Liebe, Luxus und Kapitalismus. München: dtv 1967 [1922].

¹² Der Begriff der „Kulturbedeutung“ geht auf Max Weber zurück und bezeichnet eine von Kausalbezügen absehende Sicht auf die Auswirkungen von Kulturerscheinungen auf andere kulturelle Bereiche abseits des systemisch auf den ersten Blick naheliegenden Entstehungszusammenhangs – Max Weber: Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: Ders.: Schriften zur Wissenschaftslehre. Stuttgart: Reclam 1991, S. 21-101. Sombart zeichnet im Übrigen den Aufstieg mächtiger Kaufleute seit dem Hochmittelalter in Europa nach. Bemerkenswert ist dabei, wie sich Adel und Klerus als etablierte Vermögende zu dieser aufstrebenden Gruppe der Nouveaux riches verhielten: Die Neuen wurden einfach in den Adelstand erhoben. Erst in Elias' Rekonstruktion der höfischen Gesellschaft wird deutlich, dass es innerhalb des höfischen Adels durchaus zu Distinktionskonflikten zwischen dem etablierten Kriegeradel und dem aufstrebenden Amtssadel gekommen ist.

¹³ Das mag – darauf weist Thorstein Veblen: Die Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. Frankfurt/M.: Fischer 1986, im englischsprachigen Original schon 1899 erschienen, hin – im antiken Griechenland bei den Bürgern der Polis begannen, die durch Sklavenhaltung keinen alltäglichen Arbeiten mehr nachgehen mussten und sich der Politik sowie der Philosophie widmen konnten.

neigten, sich mit anderen zu vergleichen, könne das Streben nach Verbesserung nie befriedigt werden. Außerdem bedingte ständiges Vergleichen, dass Statusvorteile zur Schau gestellt werden müssten – nur dann sei es möglich, gesellschaftliche Anerkennung zu erfahren. Die Präsentation von Reichtum wird durch die Ausübung unproduktiver Tätigkeiten – Sport, Reisen, Erlernen alter Sprachen und so weiter – vollzogen. Bei Veblen sind diesbezügliche Darstellungspraktiken demonstrativer Konsum sowie demonstrativer Müßiggang. Indem aber diese Verhaltensweisen zu Indikatoren des Reichtums würden, entfalle die Möglichkeit, derselben Anerkennung durch eigene produktive Arbeit zuteil zu werden. Wohlhabenden, die ihre Zeit mit dem Gelderwerb zubringen, fehle die Zeit, sich in Konsum und Müßiggang zu kultivieren. Da ihnen das nicht zuletzt mit Blick auf Routinen in der Anwendung von Etikette-Regeln anzumerken sei, vermag es das ‚alte Geld‘ virtuos, neue Distinktionsformen zu entwickeln, um das ‚neue Geld‘ gesellschaftlich auf Abstand zu halten. Für Aufsteigende ist es trotz allen investierten Fleißes und höchster Leistungsbereitschaft daher schwer erträglich, zwar über pekuniäre Gestaltungspotenziale zu verfügen, nicht aber die Anerkennung von dort zu erhalten, wohin ihr Streben zielt – von den etablierten Eliten.

Aus soziologischer Sicht wird dies in der so genannten Mobilitätsforschung untersucht. Ein zentrales Thema ist hierbei, die real zu verwirklichenen Aufstiegschancen in unterschiedlichen Gesellschaften mit dem Ideal einer chancengleichen Gesellschaft zu konfrontieren.¹⁴ Mithin entsteht dabei der Eindruck, es stehe im politischen Interesse, insbesondere den Mittelschichten Chancen zu vertikalen Aufstiegen vorzugaukeln,¹⁵ indem – de facto statistisch äußerst selten sich ereignende – Erfolgsgeschichten zur Erhaltung der ‚Moral‘ erzählt werden. Dabei ist anzunehmen, dass solche Geschichten nicht zwischen ökonomischen, sozialen und kulturellen Dimensionen dieser Aufstiege differenzieren.

Dass Reichtum zwar für wünschenswert, aber nicht für alleinseligmachend gehalten wird, ist als erster Widerspruch des Strebens, ihn zu erlangen, im Blick zu behalten. Überlegungen zum sozialen Stellenwert des Geldes finden sich bei Simmel, der ein grundsätzliches Konkurrenzverhältnis zwischen Geldwirtschaft und Religion ausmacht:

¹⁴ Vgl. hierzu schon den Überblick von Karl M. Bolte u. Helga Recker: Vertikale Mobilität als Forschungsobjekt der Sozialwissenschaften. In: René König (Hg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung. Band 5: Soziale Schichtung und Mobilität. Stuttgart: Enke/dtv 1976, S. 40–103.

¹⁵ Tatsächlich dürften nicht Leistungsbereitschaft und Leistung ausschlaggebend sein, sondern die milieuinterne Rekrutierung aufgrund von kultureller Ähnlichkeit – vgl. Stefan Hradil: Die wachsende soziale Ungleichheit in der Diskussion. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Oben – Mitte – Unten. Zur Vermessung der Gesellschaft. Bonn: Bundeszentrale 2015, S. 25.